

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Witz in Breslau.

Nr. 88.

Mittwoch, den 2. November 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden bei einer starken Auflage mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] In München ist ein eigenthümlicher Commentar zu der Lehr- und Lernfreiheit in Baiern durch die Allerh. Entschließung vom 22. August d. J. geliefert worden. Nach dieser wird die Zahl der im deutschen Collegium zu Rom zur Fortsetzung ihrer philosophischen und theologischen Studien befindlichen bayerischen Candidaten auf nur 16 beschränkt und ist bestimmt worden, daß hiervon je nur zwei einer Diözese angehören dürfen. Wenn diese Bevormundung des bayerischen Episcopats, dem doch zunächst die Leitung der Ausbildung seiner Theologen zusteht, unbedeutend erscheint, so ist es andererseits unbillig, wenn auf diese Weise bayerischen Studirenden die Freiplätze entzogen werden, welche ihnen das deutsche Collegium auf Grund der Stiftungen von Päpsten und deutschen Fürsten und Bischöfen gewährt hat. Durch die kleinliche Ausrechnung auf die einzelnen Diözesen wird die Zahl der im Genuße ihrer Freiplätze gestörten bayerischen Theologen noch vergrößert; denn wenn auch aus sieben Diözesen nicht Einer im deutschen Collegium wäre, so dürfte aus der achten doch kein Dritter in das Collegium eintreten. Die Frage ist: Was werden die Bischöfe Baierns zu diesem Mißtrauens-Votum gegen sich und gegen den heil. Stuhl sagen, unter dessen Leitung das deutsche Collegium steht? Endlich: Was gewinnt das Ministerium durch solche Verfügungen, die mehr als kläglich sind, da sie weder gerechten Grund noch Zweck haben und schon heutzutage kaum einem protestantischen Regime zu Gute gehalten werden dürften?

Ueber die Haltung des heil. Stuhles der franko-sardinischen Convention gegenüber schreibt die „Römische Correspondenz“: „Wenn Keiner voraussehen kann, was der Papst morgen thun wird, so kann doch jeder Christ mit voller und ganzer Sicherheit sagen, was der Papst nicht thun wird. Der Papst wird die Gerechtigkeit nicht verletzen; der Papst wird den Unschuldigen nicht opfern; der Papst wird die wahre Freiheit nicht zur Schlachtbank führen unter dem Vorwande der Befreiung der Völker; der Papst wird nichts nachlassen von den Rechten der heiligen Kirche. Man versichert, nach der Convention übernehme es die italienische Regierung, zwei Dritttheile der päpstlichen Schuld zu zahlen.

Wohlan, der Papst wird diese Klausel verwerfen, der er nicht zugestimmt hat und niemals zustimmen wird. Man spricht auch von der Bildung einer neuen päpstlichen Armee mit der Bestimmung, die Ruhe im Innern und an den vorgegebenen Grenzen des Kirchenstaates zu sichern. Wohlan, der Papst hat bis zur Stunde diesen Plan noch nicht ergriffen und wird ihn nur nach gutem Vorbedacht aufnehmen. Er wird sich durch die Versprechungen von Turin nicht täuschen lassen; er wird nicht zum zweiten Male Katholiken, unter welche die Revolution Verräther einschmuggeln würde, durch die Soldaten Piemonts erwürgen lassen. Mit einem Worte, die Convention ist mit Turin abgeschlossen worden ohne alle Theilnahme von Seiten Roms. Rom hat nichts damit zu thun.“

Die conservativen Blätter **Sardiniens** jubiliren übrigens über den französisch-sardinischen Vertrag und spotten über die piemontesischen Staatsmänner, die sich erniedrigen mußten, die Unverleßlichkeit des Kirchenstaates schriftlich anzuerkennen. „Nachdem ihr drei Jahre lang täglich Rom für eure Hauptstadt erklärt“ — schreibt die „Unita cattolica“ — „hat man euch mit deren Besitz auf den Lämmerleinstag vertröstet, der gerade auf den dritten Tag fällt nach dem jüngsten Gerichte. Ihr laget wie Hunde vor dem Cabinet Napoleons und heultet um Rom, und wenn er sich zeigte, ledtet ihr ihm die Stiefeln; dafür ließ er euch einen Vertrag unterschreiben, kraft dessen ihr nie und nimmer den Fuß auf das Capitol setzen werdet.“

Die „Unita cattolica“ in Turin bringt folgende Mittheilung: „Der Teufel fürchtet das Weihwasser, und Garibaldi das Kleid des Priesters. Zu Marsala und zu Palermo ging er noch in die Kirche, heute kann er keine Mönchskutte mehr sehen. Der Apostat Fra Pantaleone trug ein Kleid, dessen er nicht würdig war; endlich hat er es abgelegt, und Garibaldi lobt ihn deshalb mit folgendem Hand schreiben:

„Caprera, 10. Oktbr. 1864. Mein lieber Pantaleone! Nicht allein im Namen Italiens, im Namen der Menschheit danke ich Ihnen für den muthigen Entschluß, das Freiheits- und fortschrittsfeindliche Gewand abgelegt zu haben. Zuerst kommt es den Frauen, dann den hochherzigen Geistlichen zu, Italien

von einer Institution zu befreien, die, wenn sie in vergangenen Zeiten wohlthätig gewirkt haben mag, heute zu einer verheerenden Krankheit geworden ist. Das Gewand des Priesters wurde geheiligt durch die Campanella, die Bruno, die Arnolfo, die Savanarola und die Vassi — aber heut ist es von allen verflucht. Ich umarme Sie. Für das Leben der übrige G. Garibaldi.“

Es ist etwas ungemein trauriges, einen „gefeierten“ Mann sich so überleben und wieder der Kindheit zuschreiten zu sehen, seht die „Allg. Ztg.“ hinzu. Wahr; aber es war auch albern, einen unbedeutenden Menschen zu feiern, von dem die englische „Times“ schon längst bemerkte, „er scheine neben dem Muth eines Löwen den Kopf eines Esels zu haben.“ Uebrigens fehlen alle Thatfachen für den „Löwenmuth“, und erinnert die Historie eher an den „Esel in der Löwenhaut.“

Von Madrid kommen Nachrichten über den Einwanderungsplan von einer Million Irländer, die sich in Spanien kolonisiren wollen. Wie die „Correspondencia“ meldet, gewinnt dieses Vorhaben, worüber schon mit dem vorigen spanischen Ministerium Unterhandlungen angeknüpft waren, von Tag zu Tag mehr Wahrscheinlichkeit des Erfolgs. Daß diese Unterhandlungen nicht etwa von der englischen Regierung, sondern von den Irländern selbst ausgehen, ist fast selbstverständlich. Seit den letzten 20 Jahren sind mehrere Millionen nach Nordamerika, zum geringsten Theil nach Australien, ausgewandert, nicht aus Ueberdruß an der Heimat, sondern wegen des schmachlichen Druckes, der mit verhältnißmäßig geringen Aenderungen seit Menschenaltern besonders auf der ländlichen Bevölkerung lastet, da, wie in ganz Europa bekannt, die armen Pachtbauern mit Weib und Kindern von den Gutsheeren ohne Umstände auf das willkürlichste von Hütte und Hof vertrieben und auf die Landstraße gesetzt werden können. In Folge dieser Auswanderungen der tüchtigsten Leute und ganzer Familien steigt seit den letzten Jahren, wie wiederholt von der grünen Insel geschrieben worden, der Mangel an ländlichen Arbeitskräften immer mehr, so daß endlich eben die Noth doch die englische Gesetzgebung zwingen wird, das zu thun, was von ihrem „guten Willen“ nie zu erlangen wäre. Die Noth und O'Connell erzwingen die Emancipation der Katholiken; die Noth der Gutsheeren wird auch eine endliche durchgreifende Aenderung der agrarischen Gesehe erzwingen, und wenn dieser Plan bezüglich Spaniens sich bestätigen und zur Ausführung gebracht werden sollte, wird sich dieselbe kaum noch aufchieben lassen.

In Paris lenkt das „Siccle“ die Aufmerksamkeit aller derer, welche sich um das Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft kümmern, auf den mit jedem Jahr in erschreckendem Verhältniß sich steigenden Verbrauch von Alkohol. In Frankreich richtet namentlich der Absynth arge Verheerungen an; allein auch die Wirkung der übrigen Spirituosen darf nicht unterschätzt werden. So befanden sich unter 170 Geisteskranken, die im Laufe eines Jahres nach der Irrenanstalt von Charenton gebracht wurden, nicht weniger als 60, die durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke so weit

gekommen waren. Im Departement der untern Seine befinden sich, wie der Deputirte Lesbvre-Durufle in der letzten Kammeression mittheilte, ein kleiner Fabrikplatz mit 9000 Einwohnern, der jährlich 200,000 Litres Brantwein für seinen Bedarf bezieht. Im Auslande sieht es zum Theil noch weit schlimmer aus. Nach einem zuverlässigen statistischen Werke beläuft sich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Zahl der notorischen Trunkenbolde auf 375,000, von denen 27,000 an den direkten Folgen dieses Lasters sterben. Ein Arzt, der die Antillen genau kennt, Herr Ruff, versichert, daß drei Viertel der frühzeitig daselbst sterbenden Neger sich durch den Tafia zu Grunde richten. In Schweden werden jährlich 200 Millionen Litres Brantwein fabrizirt, die sämmtlich im Lande selbst verbraucht werden. Dies macht, Weiber und Kinder mit eingerechnet, beinahe 100 Litres jährlich auf den Kopf. In Genf hat der Verbrauch von Brantwein seit zwanzig Jahren um zwei Drittel zugenommen; im Kanton Bern gar wurde im Jahre 1860 fünfundzwanzigmal mehr Brantwein getrunken, als im Jahre 1811. In London wird jährlich für 75 Mill. Fracs. Brantwein consumirt. In einem einzigen Jahre wurden als gänzlich betrunken in den Straßen von London durch die Polizei aufgerafft und weggeschafft: 17,452 Männer und 17,225 Frauen. Victor Vorie wirft allerdings die Frage um Abhilfe auf, gesteht aber sein Unvermögen ein, die befriedigende Antwort darauf ertheilen zu können. Eine Vertheuerung des Alkohols durch Steueraufschläge sei vielfach, allein stets ohne Erfolg, versucht worden. Der Mann trinkt darum nicht weniger Brantwein, sagt er, allein Frau und Kinder essen dafür um so weniger Brod. Der Staat gewinnt dabei, das Laster verliert nichts dabei, und das Glend der unschuldigen Familie wächst.

Ein rührender Zug aus dem Leben des ehemaligen Bischofes von Algier, Dupuch, dessen Leiche vor Kurzem nach Frankreich überbracht wurde, wird bei dieser Gelegenheit im amtlichen Moniteur in nachstehender Weise erzählt: „Während der Selige in Bordeaux ein abgeschiedenes Dasein fristete, kam eine Frau, deren Familie er in Algier kennen gelernt, in ihrem Glende seine Hilfe anzuflehen. Der mittellose Prälat sagte zu ihr mit Thränen in den Augen: „Mein armes Kind, ich bin selbst zu arm, um Ihnen Helfen zu können, allein hoffen Sie zum Himmel auf bessere Lage und nehmen Sie einstweilen diese goldene Kette, an welcher mein bischöfliches Kreuz befestigt ist; eine ähnliche von Bronze wird mir dieselben Dienste leisten.“

Dem „Botschafter“ schreibt man von der Grenze Russlands: „In Russland nehmen die Ereignisse eine ernste und traurige Wendung. Es hatte sich ein Complot, eine Art neue Pulververschwörung — wie es heißt — unter den größtentheils in den russischen Soldatenrock gesteckten Polen gebildet, welche in den Provinzen der Wolga cantonniren. Mit den Polen haben sich Russen vereint, welche einer geheimen Gesellschaft, genannt die „Nihilisten“, angehören. Diese wollten alle Dörfer und alle Städte der Provinz niederbrennen. Durch einen Zufall und Dank der Energie der Behörden ist

es gelungen, Kasan und Samara zu retten, aber die Stadt Simbirsk und alle Dörfer ihrer Umgebung sind in Brand gesteckt worden. Die Verschworenen hatten Pulverfässer unter die Kathedrale und die öffentlichen Gebäude der Stadt gebracht. Man hat in Eile Kosaken-Regimenter in die Provinz, dann eine Untersuchungs-Commission und einen Adjutanten des Kaisers abgeschickt. Alles zu spät, denn die Stadt von 30,000 Einwohnern ist nahezu eingedäschert! Man hat in dessen Unrecht, die Polen unterschiedslos für diese Unthaten verantwortlich zu machen. Es sind hauptsächlich Landleute, welche, getrieben von dem Geiste der Rache gegen ihre Herren, sich des rothen Hahns bedienen. Die soziale Gährung in Rußland ist groß und erstreckt sich auf alle Provinzen. Die russische Polizei läßt sich wohl von politischen Vorurtheilen bestimmen, wenn sie alle Schuld den Polen in die Schuhe schiebt, wenn auch Einzelne theilhaftig gewesen sein mögen. Aber die öffentliche Meinung wird gegen die Polen erregt und ein Transport derselben, welcher sich auf dem Wege nach Sibirien befand, wäre nahezu massakrirt worden, sowie auch die Polen, welche in dem Regimente dienten, das um Simbirsk stationirt war und welche von der Polizei als die Urheber des Brandes bezeichnet waren, von der wüthenden Menge umringt und ermordet worden sind. — Die Berichte, welche überhaupt in der letzten Zeit nach Petersburg gelangten, sind erschreckend und signalisiren bedeutende Brände zu Moskau, Orel, Kaluga, Kostroma und Pskoff. Die Verluste sind ungeheuer. Man brennt die Wälder nieder. Zu Narva wurden zwei Brandstifter auf frischer That ertappt; es waren aber keine Polen, sondern zwei Russen von echter Race. Sie gehörten zu den geheimen revolutionären Gesellschaften; sie wurden von der wüthenden Menge in's Feuer geworfen und kamen in dem von ihnen selbst entzündeten Brande um. Man sieht großen Unglücksfällen für die nächste Zukunft entgegen. Die geheimen Gesellschaften reorganisiren sich überall im Reiche. Die Sekte der „russischen Ritter,“ einst durch den Grafen Womonoß gegründet, zählt bereits viele Anhänger und der „Bund der öffentlichen Wohlfahrt“ ist noch viel revolutionärer.“

Die russische Justiz charakterisirte unlängst im Berliner Polenprozeß der Angeklagte Joh. Köhr, 48 Jahr alt, der über sich folgende Auskunft gab: „Ich habe in Pittbauen theilgenommen an den Vorbereitungen zu dem Aufstande des Jahres 1846. Ich gerieth in eine schwere Untersuchung, welche zwei Jahre dauerte. Mit Beihilfe auswärtiger Behörden wurde während dieser Zeit so viel Material gesammelt, um mich vor ein Kriegsgericht zu stellen. Durch dasselbe wurde ich zu 15 Jahren schwerer Arbeit in Sibirien verurtheilt. Der Nachspruch des Kaisers änderte dieses Urtheil um in 1000 Stockhiebe, und wenn ich diese Strafe überstehen würde, zu 12 Jahren schwerer Arbeit in den Bergwerken von Sibirien und ewiger Verbannung. Die Strafe wurde vollstreckt, ich überlebte dieselbe, wurde darauf in Ketten geschmiedet und in Begleitung zweier Gensdarmen bis Tobolsk per Post befördert. Von dort machte ich mit einer Partie Verbrecher den Weg zu Fuß nach Sibirien, was

etwa 11 Monate dauerte. Dort verblieb ich etwa sieben bis acht Jahre; nach der Thronbesteigung Alexander II. wurde ich solonisirt und später in Folge der allgemeinen Amnestie, nach dem Pariser Friedensschluß, amnestirt.

Das „Mem. diplom.“ hat einen Privatbrief aus Mexiko erhalten, der berichtet, wie kürzlich der mexikanische Kaiser Max I. und Kaiserin Charlotta auf einer Spazierfahrt einem Priester, der das hochwürdigste Gut des Altars zu einem Sterbenden trug, begegneten und sofort ausstiegen und niederknieten. Das erbaute Volk sah in Andacht zu, wie sein Herrscherpaar vor Dem, der über alle Könige herrscht, auf dem Trottoir nieder sank. Der enthusiastische Brieffschreiber erinnert zum Beweise für die althergebrachte Frömmigkeit im habsburgischen Hause an den Grafen Rudolph, den die Schiller'sche Ballade verherrlicht, und an Karl V., der bei einer ähnlichen Veranlassung die Sänfte verließ und sich demüthig vor dem allerheiligsten Gute auf die Kniee warf. Der berühmte holländische Maler Romyn de Hooghe habe diesen Auftritt verewigt. Derselbe Moment in imposanter Gruppierung, wie Kaiser Franz Joseph I. nach seinem Regierungsantritt bei Annäherung eines kirchlichen Verfehlganges in der Jägerzeile den kaiserlichen Wagen verließ und auf der Straße niederkniete, während der begleitende Priester den Segen theilte, wurde von dem Maler Ed. Gollinger aus Wien vor einigen Jahren in Del trefflich ausgeführt.

Wem der Staat über die religiöse Signatur des „liberalen Fortschritts nach moderner Façon“ noch nicht operirt ist durch die Gewaltthaten in Italien, in Belgien, in Baden und die Schandpresse gegen Christus und Kirche, dem wollen wir hier aus dem Schreiben eines deutschen Geistlichen aus Mexiko über die dasige liberale Wirthschaft vor der Thronbesteigung Maximilians und dem Einmarsch der Franzosen etwas Augensalbe verordnen. Derselbe schrieb 1863: „Ihnen eine genaue Beschreibung der himmelschreienden Verfolgungen zu geben, die wir seit acht Jahren erlitten haben, erforderte die Zeit und das Talent eines Geschichtschreibers. Ich muß mich deshalb nur darauf beschränken, Ihnen im Allgemeinen anzudeuten, daß in diesem Zeitraum die mexikanische Kirche sowohl im Allgemeinen, als insbesondere in den hervorragenden Gliedern ihres Klerus aus einem Zustand blühenden Wohlstandes in gräßliche Armuth herabgeschleudert wurde. Nichts, auch nicht das Allerheiligste, wurde verschont; weder Stand noch Person, weder Geschlecht noch Alter wurden berücksichtigt, bis der gänzliche Umsturz alles Bestehenden in kirchlicher Beziehung vollbracht war. Die Kirchen wurden entweiht, unsere Domkirche in Durango von General Ortega in Besitz genommen, mehrere Wagen durch Maulthiere bis vor den Hochaltar gezogen und alles der Domkirche gehörige Silbergeschirr darauf hinweggeführt. Die heiligen Oele durften in kein anderes Gefäß gebracht werden, sondern wurden durch Offiziere auf den Boden geschüttet, und nur auf inständige Bitte wurde mit dem Sakrament des Altares etwas besser verfahren. Der Bischof, das Domcapitel und alle angesehenen Glieder der Geistlichkeit mußten sich durch schnelle Flucht retten, um der Verfolgung

zu entgehen. Alle Seminarien wurden uns weggenommen und die Bibliothek mit vielen seltenen Manuscripten, das Martyrium so vieler Missionäre dieses Landes beschreibend, ja selbst die Privatbibliotheken der Lehrer wurden von den Soldaten als altes Papier verkauft. Die schönsten Gemälde, die prächtigsten Ornamente, Gold und Silber, Arbeiten, durch ihren Kunstwerth zehnfach kostbarer, als dem Metall nach, wurden um Spottpreise verkauft; die heiligen Bilder, ja selbst das heilige Kreuz an die Schweife der Pferde gebunden und durch die Straßen geschleift. Oft wurden Priester von der Kanzel oder vom Altar weg in's Gefängniß, ja sogar auf's Schaffot geschleppt, ohne weitere Untersuchung und ohne andere Beschuldigung, als weil sie das Vorfahren der Regierung mißbilligt hätten. Ihr früher Tod hat sie anderen Leiden entzogen, die tausendmal schmerzvoller als der Tod selbst waren. Viele verschmachteten langsam in den Kerkern, andere wurden auf schmachvolle Weise verstümmelt, andere als Soldaten der liberalen Partei angekleidet und auf dem Schlachtfelde dem Feinde in den Vorposten vorgestellt. Nachdem die liberale Partei auf den Trümmern der katholischen Kirche ihren Sieg gefeiert hatte, erschien das sogenannte Gesetz der „Religionsfreiheit“ im Dezember 1860, wodurch alle Klöster aufgehoben wurden, nachdem man zuvor schon alle Mönche vertrieben hatte. Die Nonnen sollten bleiben, aber keine Novizen mehr aufnehmen dürfen. Das Eigenthum der Mönche und Nonnen ward schon früher in Beschlagnahme genommen und auf die erbärmlichste Weise verschwendet. Durch dies Gesetz sollte eine förmliche Trennung der Kirche und des Staates erfolgen, und jede Religion frei sein, aber in Wahrheit durfte kein Contract, dessen Zweck die Erhaltung des Cultus und der Priester ist, von den Behörden anerkannt werden. Gleich nach dem Erscheinen dieses Gesetzes wurden alle Bischöfe und andere hervorragende Glieder der Geistlichkeit aus dem Lande gewiesen. Der Bischof von Durango, zu arm, um das Land zu verlassen, flüchtete sich nach dem Gebirge Sierra Madre, wo er, der fast 80jährige Prälat, lange verweilte, gleichsam von Fels zu Fels fliehend, immer verfolgt, allen möglichen Leiden und Entbehrungen ausgesetzt. Alles hat er verloren, nur nicht jenen Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Statt den besagten Gesetzen gemäß Religionsfreiheit zu genießen, mußten wir sehen, wie jetzt ein Gesetz nach dem andern erschien, um die Wirksamkeit des Clerus zu vernichten. Zuerst wurde aller Gottesdienst außerhalb der Kirchen verboten, das kirchliche Begräbniß untersagt, das christliche Ehrethum mißachtet, alle Gehinderungen für aufgehoben erklärt. Auch durfte kein Priester einen Anzug tragen, worin man den Stand erkennen könnte, was natürlicherweise zu den größten Chikanen führte. Alle Domcapitel mit einer einzigen Ausnahme wurden aufgehoben. Darauf nahm man alle Kirchen, welche nicht Parochien sind, in Beschlagnahme, und im April 1863 diskutirte man ein Gesetz, nach welchem der Religionsunterricht aus den Schulen verbannt werden sollte. Ja so weit ist's gekommen, daß vielfach von den bischöflichen Vicaren das Predigen verboten wurde, um die Geistlichen gegen bössliche Verfolgung zu schützen.“

Entstehung der österreichischen Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“

Wien zitterte vor dem Anmarsch des französischen Heeres und die Angst vor der Gefahr hatte das sonst so friedliche und geborgene Wienervolk zu einem Aufstande verleitet, der indessen nichts bezwecken sollte, als den allmächtigen Minister Thugut zum Frieden mit Frankreich zu zwingen. Der Erzherzog Karl war im April 1797 geschlagen, der Kaiser hatte Wien verlassen!

Keine von allen diesen Nachrichten hatte die Bewohner des kleinen Hauses beunruhigt, das am Ende der Lumpendorfer Vorstadt von Wien, nahe an der Mariabilder Linie lag. Ein erstes Bild des Friedens und der Ruhe bot dieses kleine Haus dar. Inmitten eines Gärtchens, das auf seinen zierlich geordneten Beeten die ersten jungen Frühlingsblüthen zeigte, war es gelegen; hohes Gesträuch lehnte sich mit seinem sprossenden Grün an die weißen Mauern des Hauses, hinter dessen blanken, durchsichtigen Fensterscheiben man blendend weiße Vorhänge gewahrte, zwischen denselben schöne blühende Topfgewächse.

Nichts Auffallendes bot dieses kleine, nur ein Stockwerk hohe Haus dar, und doch ging Niemand vorüber, ohne mit einem ehrfurchtvollen forschenden Blick zu den Fenstern hinzuschauen, und wer hinter den Scheiben auch nur den flüchtigen Schatten eines menschlichen Wesens zu sehen vermeinte, beeilte sich, tief und respektvoll zu grüßen, und sein Gesicht verklärte sich dabei zu einem stolzen und glücklichen Lächeln.

Während der Papagei mit seinem Geschrei das untere Stockwerk alarmirte, herrschte in den oberen Räumen des kleinen Hauses die tiefste Stille und Ruhe. Kein Laut unterbrach das Schweigen dieses kleinen, zierlich ausgeschmückten Salons da oben, welches von allen Bewohnern des Hauses als der heilige Tempel der Kunst verehrt ward. In diesem kleinen Gemach saß, neben einem geöffneten Klavier, an einem kleinen, mit Notenheften bedeckten Tisch Joseph Haydn, der große Musiker, dessen Ruhm damals schon die ganze Welt erfüllte, obwohl er noch nicht seine größten Meisterwerke, obwohl er noch nicht die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ geschrieben hatte. Aber mit der Composition der Schöpfung war er doch jetzt schon beschäftigt. Noch hatte er kein Wort niedergeschrieben, nur gelesen und im Lesen componirt, und sich innerlich umrauscht gefüllt von den Melodien, denen er nur noch Form und Maß geben mußte, um sein neues Kunstwerk zu schaffen. Und wie er las und componirte, verwandelte sich der Greis immer mehr in einen Jüngling, flammte Begeisterung immer mehr in seinen Augen auf und verklärte seine Stirn und machte seine Wangen erglühen im Purpur der Freude.

Seine Züge nahmen einen ernststen, feierlichen Ausdruck an. Er wandte sich dem Clavier zu und ließ die heilige Weise eines Choral's ertönen, dann setzte er sich wieder an den Tisch, nahm das Notenblatt und begann zu schreiben. Wie mit Windeseile flog seine Feder über das Papier hin und Seite nach Seite bedeckte sich mit diesen wunderlichen kleinen Punkten, Strichen und Zeichen, die wir Noten nennen.

Und Haydn's Augen flammten und seine Wangen glühten und ein himmlisches Lächeln umspielte seine Lippen, während er

schrieb. Auf einmal stockte seine Feder und eine leichte Wolke flatterte über seine Stirn hin. Irgend eine Modulation, eine Ausbiegung mochte ihm in dem eben Geschriebenen missfallen, denn er überflog rasch mit den Blicken die letzten Zeilen und schüttelte leise den Kopf.

Dann senkte er ihn traurig nieder und ließ die Feder aus seiner Hand gleiten. Auf einmal aber sprang er auf. „Hilf mir, mein Herr und Gott, hilf mir,“ rief er ganz laut und mit zitternder Hast nahm er den Rosenkranz, der immer neben ihm auf dem Schreibtisch liegen mußte. „Hilf mir,“ murmelte er noch einmal, indem er unruhigen Schrittes auf- und abging, den Rosenkranz durch seine Finger gleiten ließ und leise ein Ave Maria vor sich hin flüsterte. — Und dieses Gebet schien Wirkung zu thun, denn die Wolke verschwand wieder von seiner Stirn und seine Augen flammten wieder auf im Feuer der Begeisterung. Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit und begann auf's Neue eifrig zu schreiben.

Heiliger Friede strahlte jetzt aus seinen Zügen und heiliger Friede herrschte rings um ihn in diesem Gemach. Auf einmal ward dieser Friede und diese Stille durch ein lautes Geräusch, das von unten herauf ertönte, unterbrochen. Klagennde, jammernde und angstvolle Stimmen ließen sich vernehmen, polternde Schritte kamen die Treppe herauf.

Haydn hörte noch immer nichts, er war im Flug der Begeisterung, vor seinen Ohren rauschten noch immer die göttlichen Harmonieen.

Aber jetzt wurde die Thüre des kleinen Salons heftig aufgerissen und mit bleichem, angestammeltem Gesicht eilte die Frau herein, hinter ihr sah man die alte Magd Katrinel und den alten Knecht Konrad; neben der Frau schlüpfte die Kaze eilig in's Gemach herein und von unten herauf vernahm man das laute durchdringende Geschrei des Papageis.

Haydn fuhr entsetzt empor und starrte seine Frau an, ohne im Stande zu sein, nur ein Wort, eine Frage auszusprechen. Es war etwas so Unerhörtes, Niedergewesenes, daß die Frau ihn in seiner Arbeitszeit zu stören wagte, daß in der That etwas Unerhörtes, Fürchterliches geschehen sein mußte. Und daß es so war, las er auf dem Antlitz seiner Frau, auf den bleichen Gesichtern seiner Diener.

„Ach, armer, lieber Mann,“ jammerte jetzt die Frau, „paß Deine Arbeit zusammen, denn es ist jetzt nicht Zeit zum Arbeiten und Componiren. Schreckliche Berichte hat der Conrad mit heimgebracht aus der Stadt. Wir sind alle verloren, ganz Wien ist verloren. O, es ist fürchterlich und ich sag' Dir, ich hab' eine grausame Angst!“

Und die alte Dame sank ganz zerbrochen und zitternd auf einen Sessel nieder.

„Was ist's denn?“ rief Haydn. „Was hat Euch denn Alle so außer Euch gebracht? Sprich Du, Conrad, was hat's denn für Nachrichten gegeben?“

„O Herr,“ jammerte Konrad, indem er mit gefalteten Händen und schlotternden Knien sich seinem Herrn näherte. „Es ist alles aus und vorbei. Oesterreich ist verloren, Wien ist verloren und also sind wir auch verloren. Nachrichten sind gekommen von der Armee! Ach, was sage ich, wir haben gar keine Armee

mehr, Alles ist auseinandergesprengt, der Erzherzog Karl hat die Schlacht verloren, der Würmsr ist verjagt worden und der General Bonaparte rückt mit seiner Armee auf Wien zu!“

„Schlimme und traurige Nachrichten freilich,“ sagte Haydn achselzuckend, „aber das ist immer noch kein Grund zum Verzweifeln. Hat der Erzherzog eine Schlacht verloren, so ist das schon jedem Feldherrn passiert.“

„Dem Bonaparte nimmer,“ seufzte Konrad, „der gewinnt jede Schlacht und frißt jedes Land auf, das er haben will.“

„Wir müssen einpacken, Joseph,“ sagte die Frau, „müssen unser Geld und Silberzeug und vor allen Dingen Deine Kostbarkeiten vergraben und verscharren, daß diese Räuber und Menschenfresser, diese Franzosen, sie nicht finden! Komm, komm, Mann! laß uns rasch an's Werk gehen, ehe sie kommen und uns Alles rauben!“

„Ruhig, Frau, ruhig!“ sagte Haydn milde, und ein sanftes Lächeln glitt über seine Züge hin. „Aengstige Dich nicht um unsere paar Kleinigkeiten und denke nicht, daß die Franzosen just deshalb nach Wien kommen wollen, um meine paar goldenen Dosen und Ringe zu holen. Wenn's ihnen um Brillanten und Gold zu thun wäre, da bräuchten sie nur, da sie einmal als Feinde kommen, sich die kaiserliche Schatzkammer zu öffnen und sich zu nehmen, was ihr Herz reizt.“

„Sie würden halt nix finden,“ rief Konrad. „Das ist's ja eben, Herr Kapellmeister, das ist's ja, daß der Staatsschatz leer ist. Es ist Alles fort, keine einzige Krone und keine Diamanten mehr in der Schatzkammer.“

„Na, und wo ist's denn geblieben? Du Narr!“ fragte Haydn lächelnd.

„Fortgebracht nach Preßburg, Herr! Ich selbst habe die Wagen gesehen, Soldaten ritten voraus, Soldaten hinterher, alle Straßen, alle Plätze waren voll Menschen und einen Aufbruch hat's gegeben und ein Zittern und Heulen, und endlich ist alles Volk desperat worden und hat geschrien und geheult, daß alles Frieden gemacht werden, damit die Franzosen nicht kommen und Wien in'n Klump schießen, und in der Desperation sind die Leute ganz couragös und tapfer geworden und sind zu Tausenden hingezogen zum Minister Thugut und haben ihn zwingen wollen, daß er sollt' Frieden machen!“

„Das sind freilich schlimme Nachrichten,“ seufzte Haydn, sein Haupt schüttelnd, „schlimmer als ich dachte. Das Volk in Aufrührung und Empörung, die Armee geschlagen und der Feind im Anmarsch gegen Wien. Aber jagt doch nicht, seid muthig und standhaft, Kinder, und laßt uns auf Gott vertrauen und unsern braven Kaiser. Die Weiden werden uns nimmer verlassen, die werden Wien beschützen und beschirmen und werden's nimmer dulden, daß auch nur ein Stein von seinen Mauern genommen werde.“

„Ach rechne nimmer auf den Kaiser, Mann!“ klagte die Frau, „das ist ja eben die schlimmste Nachricht und daraus kann man sehen, daß Alles verloren ist, denn der Kaiser hat uns verlassen!“

Er senkte traurig sein Haupt und schwere Seufzer hoben seine Brust.

„Siehst jetzt ein, Mann! das ich Recht habe?“ fragte seine Frau. „Ist's wahr, daß es die höchste Zeit ist, an unser Hab

und Gut zu denken und unsere Sachen zu verpacken und zu vergraben?"

„Nein,“ rief Haydn, rasch sein Haupt wieder erhebend, „nein es ist jetzt nicht Zeit, an uns zu denken und für unser elend Hab und Gut zu sorgen! Der Kaiser ist auf der Flucht, das heißt, der Kaiser ist in Gefahr, und so müssen wir als treue Unterthanen für ihn beten und auf unsern Herrn und Kaiser all unsere Gedanken und Wünsche richten. In den Stunden der Gefahr muß man nicht kleinmüthig sein Haupt zur Erde senken, sondern sein Auge zu Gott empor heben und auf ihn hoffen und vertrauen. Was wollen die Wiener verzweifeln und schreien? Singen und beten sollen sie, damit der Herrgott da oben ihre Stimme vernehme. Singen und beten sollen sie für ihren Herrn und Kaiser und ich will sie's lehren.“

Und mit hochgehobenem Haupt und stolzem Schritt ging Haydn zu seinem Clavier hin und seine Hände legten sich auf die Tasten und begannen leicht eine einfache choralartige Melodie zu flüstern; dann aber trat die Melodie stärker und kräftiger hervor; dann leuchtete es höher auf in Haydn's Angesicht und seine Lippen öffneten sich wie von selbst und mit begeistertem, schallenden Tone sang er Worte, die er nicht kannte und nicht wußte, Worte, die ihm mit der Melodie aus der Seele quollen. Halb Gebet, halb Siegeslied war die Melodie und unschuldiges, schlichtes Kindergebet waren die Worte, die von seinen Lippen strömten und die also lauteten:

Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz,
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellem Glanz;

Ihm erbläuen Vorberreiser,
Wo er geht, zum Ehrenkranz!
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Tiefe Stille war eingetreten, während Haydn sang, und als er jetzt mit einem festen mannhaften Accord schloß und sich umschaute, da sah er, wie sein Weib, von Rührung und Andacht überwältigt, auf ihre Kniee gesunken war, mit gefalteten Händen die Augen gen Himmel gewandt, und hinter ihr knieete die alte Kätnerin und der Konrad; zwischen Beiden stand die große Kaze und lauschte auch, und selbst der Papagei unten schien zu lauschen auf das neue Lied, denn auch er war still geworden.

Ein köstliches Lächeln flog über Haydn's Antlitz hin und machte es wieder jung und schön. „Jetzt singt mit mir, Ihr alle Drei,“ sagte er, „singt laut und fest, damit Gott uns hört. Ich fange von vorne an und Ihr sollt mitsingen.“

Er schlug kräftig auf die Tasten, daß die Saiten klirrten und tönten, und begann auf's Neue zu singen: „Gott erhalte Franz, den Kaiser,“ und hingerissen von der einfachen schönen Weise stimmten die beiden Frauen und der alte Diener mit ein in das Lied und in die schlichten kunstlosen Worte.

„Und jetzt,“ rief Haydn eifrig, als das Lied zu Ende war, „jetzt will ich die Melodie gleich aufschreiben und die Wort' darunter setzen, und dann läufst Du damit zum Hofrath von Swieten hin und bittest, er solle die Worte ordentlich zurechtschreiben und noch

ein paar Verse dazu machen! Und dann wollen wir's abschreiben lassen, so oft wir Können, und in allen Straßen wollen wir's austreuen und auf allen Plätzen wollen wir's singen lassen, und wenn die Franzosen wirklich nach Wien kommen, so soll ganz Wien sie empfangen mit dem Jubellied: „Gott erhalte Franz, den Kaiser,“ und Gott wird unser Lied hören und wird gerührt werden von unserer Liebe und wird ihn uns zurückführen, den guten Kaiser Franz.“

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit jugendlicher Hast die neue Melodie auf. „So,“ sagte er dann, „nimmt es, Konrad, und trag's zum Hofrath von Swieten, bring ihm mein Kaiserlied. O, ich mein' immer, es muß dem Kaiser Glück bringen, und darum schwör' ich, daß ich's spielen will alle Tage, so lange ich lebe. Dem Kaiser soll allzeit mein erstes Gebet gelten. Und jetzt lauf, Konrad, und laß den Herrn Hofrath das Lied dichten, und Ihr Weiber verzagt und verzweifelt nicht, und wenn Euch gar so bang wird, so singt mein Kaiserlied und es wird Euch Muth und Trost in's Herz rufen, Euch und allen Oesterreichern, die es singen werden! Denn nicht für Euch allein, sondern für Oesterreich habe ich mein Kaiserlied gesungen, und ein Lied soll es sein für das ganze österreichische Volk!“

Bermischte Nachrichten.

Breslau. (Kathol. Pfarrschulen.) In der „Schles. Zeitg.“ ist wiederholt für die Uebergabe der „Pfarrschulen“ an den Magistrat und ihre Verwandlung in städtische Elementarschulen geplankelt worden. Es giebt nämlich hier einige Pfarrschul-Lehrer, welche darnach, wie nach den Fleischbüpfen Egyptens einst die Juden, herzlichst verlangen, weil, wie — y — Aloisius? — neuerdings in der 1. Beil. Schles. Zeitg. 30. Oktober lehrt, „nur so den Pfarrschul-Lehrern gründlich geholfen werden kann;“ denn ohne dies: „wo bliebe nebst zeitgemäßer Klassenorganisation und zweckentsprechenden Schullokalen namentlich die ausreichende Pensionirung der inhabil gewordenen Lehrer“ und (warum nicht ganz rund heraus?) wo die gehoffte Gehaltsverbesserung nebst günstigeren Avancements-Aussichten? Erstlich bilden doch „Pensionsauszicht und Gehaltsfixirung“ resp. Verbesserung eigentlich den Kernpunkt, weshalb gerade von Lehrern das Projekt so warm befürwortet wird. Denn daß neben einigen „äußern Vortheilen“ die katholischen Interessen unserer Jugend für die Zukunft durch die Verwirklichung des Projektes besser gewahrt und gefördert zu werden Aussicht hätten, kann durch nichts erwiesen werden. Im Gegentheil wird die Schule dadurch von der Kirche weiter entfernt, die uralte Institution der Kirchenschule ausgegeben, der Geistliche thatsächlich zum bloßen Religionslehrer herabgesetzt, die Einschulung ganz in die Hände des Magistrats d. h. in protestantische Hände gelegt und so der Kirche selbst noch die letzte Zuflucht genommen, vielen Kindern eine kathol. Erziehung zu vermitteln, welche nur dadurch ermöglicht wird, daß ihnen unentgeltlich eine kathol. Schule geöffnet wird. Dafür hört dann selbst die Möglichkeit auf und wer die Verantwortung auf seine Seele nehmen will, mag es thun. Wenn — y — das Projekt sogar mit der „anerkannten

paritätischen Gesinnung der zuständigen Behörden“ verzuckern und darunter doch jedenfalls primo loco den Magistrat mitbegriffen wissen will, so bemerken wir ihm ganz einfach, daß Magistrat bisher im städtischen Unterrichtswesen noch niemals die Grundsätze der Parität zur vollen Ausführung, also auch nicht bei den Katholiken sich in derartige Anerkennung gebracht. Magistrat hat eine gewisse Anzahl kathol. Elementarschulen gegründet, was er gar nicht unterlassen durfte und wozu ihn Gesetz und Umstände anhielten. Im Uebrigen aber beilehigt sich derselbe zwar des Baues höherer protestantischer Schulen für Jünglinge und Mädchen, hat aber noch nicht Miene gemacht, für die kathol. Jugend in gleicher Weise nach den Grundsätzen der Parität zu sorgen, ja er hat nicht einmal einen derartigen Antrag hiesiger kathol. Bürgerschaft seit mehr als Jahresfrist ein Antwort gewährt. Daß Magistrat für protestant. Kirchenzwecke aus dem Stadtsäckel reichlich giebt, für katholische aber thatsächlich so gut wie nichts leistet, wollen wir erst nicht erörtern. Neuerlich steht wieder der Bau der protestant. Salvatorkirche in Sicht. Aber selbst auch im Elementarschulgebiet ist die Parität noch keine Wahrheit; denn während die Zahl der Protestanten hier sich höchstens zu der der Katholiken wie 2:1 verhält, so ist das Verhältniß der protestantischen und katholischen städtischen Elementarschulen und Lehrer nicht dasselbe, weshalb Magistrat auch hier viel mehr für protestantische als katholische Elementarschulzwecke verausgabt, als der paritätische Gesichtspunkt gerade bedingen würde. Zudem ist es Thatsache, daß der hiesige Magistrat seit der Kirchenspaltung sich wesentlich als protestant. Körperschaft ausgestaltet hat und eine solche noch heut seinem Personal nach ist, so daß auch hier die Durchführung der Parität nicht ersichtlich. Geschichte, Gegenwart und Zeitsförderung mit ihren Gefahren sprechen in der Frage anders, als das Lehrerinteresse. Wäre es nicht gerathen, wenn die „Mißvergünstigten“ sich an die städtischen Elementarschulen versetzen ließen und nicht verlangten, daß auch die Pfarrschulen mit ihnen gingen?? —

Berlin. (Fortschritt.) Die Ger.-Ztg. erzählt: „Am Samstag ward Dr. M. Schleunigt zu einem Schlächter in der Sebastiansstraße in Berlin gerufen. Der Arzt fand den Lehrling des Schlächters mit dem Tode in entsetzlichen Qualen ringend, und erkannte sofort, daß eine Vergiftung durch Schwefelsäure stattgefunden. Der Lehrling nämlich, ein Bursche von 15 Jahren, hatte schon längere Zeit das 11jährige Kind eines Nachbarn mit Liebesanträgen und Briefen verfolgt und war trotz aller Bemühungen des Meisters von seiner kindischen Leidenschaft nicht zu curiren. Kürzlich nun hatte er wieder einen Brief an seine kleine Angebetete geschrieben, das Kind aber gab den Brief seinem Vater und dieser dem Meister des Burschen. Der Meister stellte den Jungen energisch zur Rede, was diesen so aufregte, daß er zum Kaufmann ging, Schwefelsäure kaufte und sie in verzweifelltem Zuge austrank. Auf eine Rettung des unglücklichen Knaben ist trotz aller ärztlichen Bemühungen kaum mehr zu hoffen.“

Von **Köln** wird aus dem zoologischen Garten folgender tragikomische Fall berichtet: Ein Herr befand sich daselbst im Giraffenhause und ließ den vielbesobten Elephanten ein Bröbchen

sehen, das er dann aber wieder in die Tasche steckte. Das kluge Thier hatte sich dies sehr wohl gemerkt, und als der betreffende Herr gleich nachher in seinen Bereich kam und mit etwas Anderem beschäftigt war, fuhr es mit seinem Rüssel in die Tasche und führte sich nicht bloß das Bröbchen, sondern auch die Tasche, und als diese nicht nachgeben wollte, mit kräftigem Rucke den ganzen Rockschöß des überraschten Herrn zu Gemüthe. Er praktizirte sich dieses alles wohlgemuth in die geräumige Mundhöhle, und Bröbchen und Rockschöß sah Niemand mehr.

Frankfurt a. M. Das von der Würzburger katholischen General-Versammlung für die Abfassung und Verbreitung zeitgemäßer Broschüren ernannte Comité ist in voller Thätigkeit begriffen und hat bereits die Unterstützung einer Reihe namhafter Schriftsteller und Publicisten zugesichert erhalten. Als Themathe, die zunächst behandelt werden sollen, sind in Aussicht genommen: Galilei und seine Verurtheilung, von Wosen in Köln; Industrie und Christenthum, von Hettinger und Rosbach in Würzburg; Was wollte Gustav Adolph in Deutschland, von Janssen in Frankfurt; Materialismus, von Hassner in Mainz; Die Kirche und die Kunst, von Molitor in Speyer; Die Einheit des Menschengeschlechts von Hettinger; Die Kirche und die Armen, von einem deutschen Kirchenfürsten; Die deutschen Classiker, als Lehrer der Religion, von Hassner; Die Kirche und das Theater, von Heinrich in Mainz. Die Schulfrage und Klosterfrage wird aber noch wohl früher, wie manche der Themathe behandelt werden. Wir kommen darauf noch später zurück, und hoffen dann auch über die Theiligung der Herren Reichensperger, Ficker, Hüffer, Hergenthöfer, Will u. s. w. berichten zu können. Wie in Würzburg bestimmt worden, sollen für die Subscribenten, die sich heftig Subscription an den hiesigen Buchhändler Hamacher, Zell im Römischen Kaiser, zu wenden haben (für Breslau und Provinz Schlessien die Buchhandlung von G. P. Adersholz in Breslau), alle zehn Broschüren, die jährlich erscheinen, zusammen nur zehn Silbergroschen kosten. Jede Broschüre wird ungefähr zwei Druckbogen enthalten. Man erwartet mit Recht eine sehr zahlreiche Theiligung bei der Subscription. Bis Mitte October hatten sich bereits ungefähr 4000—5000 Subscribenten gemeldet. (Das Unternehmen ist aller Empfehlung werth. Die Red.)

Tirol. Vor Kurzem brachten Zeitungen die Nachricht von dem unglücklichen Ende eines Forstwarts, welcher als Führer einiger Touristen in eine Spalte des Schwarzensteinfirners gefallen war. Nachträglich erwähnenswerth erscheint die Treue des dem Verunglückten gehörenden Hundes. Als das Thier seinen Herrn in die tiefe Kluft gestürzt sah, erhob er ein klägliches Winseln, sprang mit Angst an der verderblichen Kluft auf und ab, bellte in dieselbe hinab, als ob er seinen Herrn rufen wollte, kurz, der treue Hund benahm sich, daß bei dem alle Aufmerksamkeit in höchstem Grade in Anspruch nehmenden Unglücksfalle die Hingabe desselben unmöglich übersehen werden konnte. Als der Begleiter des Forstwarts fortleitete, um Hilfe zu bringen, schien es, als ob der Hund ihn nicht fortgehen lassen wollte; er blieb dann bei der Eispalte allein zurück, wo er auch allem Anscheine nach bis zu seinem Verenden ausgeharrt hätte, vielleicht gar

seinem Herrn nach in die Kluft gestürzt wäre. Fast nach fünf Stunden kehrten die Männer zurück. Kaum hatte der Hund dieselben in weiter Ferne erblickt, sprang er ihnen entgegen, wedelte mit dem Schweife, eilte voraus und fortwährend sich umblickend, schien er die zur Rettung seines Herrn herbeigekommenen Männer zu größerer Eile anzueifern. Die Freude des armen Thieres, als der Förster aus der Eisgrube gezogen wurde, läßt sich aber nicht beschreiben. Leider starb der Herr des treuen Hundes noch auf dem Gletscher.

Lemberg, 14. Okt. Gestern kam eine Dienstmagd, welche in der Umgegend wohnte, auf den hiesigen Bahnhof und gab eine Kiste als „Passagiergut“ auf, um mit dem nächsten Zuge weiter zu reisen. Als ihr dies zu lange währte, erklärte sie, die Kiste am folgenden Tage abholen zu wollen. Inzwischen hörten die Beamten im Güterschuppen ein unterdrücktes Schreien in der Kiste. Dieselbe wird geöffnet, und unter vielen Kleidern und Aepfeln liegt auf dem Boden auf etwas Stroh, mit dem Gesichte nach unten, ein Knäbchen, nur 24 Stunden alt. Das Kind, das auf diese Weise sein eben erst angetretenes Leben wieder verlieren sollte, ist vorläufig in guten Händen; die Rabenmutter wurde aber noch im Wartesaal verhaftet und sitzt hinter Schloß und Riegel, ihrer gerechten Strafe entgegensehend.

Irland. In Cork ist dem berühmten irischen Mäßigkeitsapostel Pater Mathew ein Denkmal gesetzt worden. Die Times bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Wenn je ein Mann ein ewiges Denkmal in seiner Stadt und seinem Lande verdient hat, so ist es Pater Mathew. Er war ein größerer Wohltäter Irlands, als alle seine sogenannten Befreier und Patrioten zusammen genommen, und Cork war eben so wohl die Heimathstätte und das Hauptquartier seiner Thätigkeit, wie es zuletzt seine Ruhestätte wurde. Wenn man sich einen Begriff von den ungeheuren Wohlthaten machen will, die er seinem Vaterlande verlieh, als er sich der Mäßigkeitsache annahm, so genügt es, zu bemerken, daß in drei Jahren der Consum von Spirituosen in Irland um die Hälfte abnahm. Während er im Jahre 1839 über 12 Mill. Gallonen betragen hatte, war er im Jahre 1842 auf weniger als 6½ Mill. herabgesunken.“

Wallis. Am hellen Tage spazierte jüngst ein Landarbeiter mit einer Laterne, worin sich eine angezündete Kerze befand, durch die Straßen der Stadt Sitten. Als man ihn fragte, was er suche, antwortete er: Die Gerechtigkeit! Zum Schluß ging der drollige Kauz in die sogenannte welsche Kirche und läutete da dreimal. (Es ist dies das Zeichen, daß Jemand gestorben ist.) Als man ihn wieder zur Rede stellte, warum er solches Zeug mache, wer denn gestorben sei, gab er zur Antwort: Die Gerechtigkeit. Er war nämlich zu einem Advokaten gegangen, dem er das Einziehen einer Schuld übertragen wollte, allein dieser wollte sich nur dann dazu verstehen, wenn er ihm einen Vorschuß von 100 Franken bezahle, was der unbemittelte Mann nicht konnte und dann auf gemeldete Weise seinem Zorn Luft machte.

Breslau, 28. Oktober 1864. Die hiesige Bruderschaft zur ewigen Anbetung des allerheiligsten Sacramentes und zur Unterstützung armer Kirchen veran-

staltet am 7., 8. und 9. November d. J. eine öffentliche Ausstellung der im Laufe des Jahres angefertigten und beschafften Paramente und Kirchengeräte. Dieselbe findet an den drei bezeichneter Tagen Vormittags von 9—1 Uhr und Nachmittags von 2—4 Uhr in einem huldvollst zur Disposition gestellten Zimmer der Fürstbischöflichen Residenz Domstraße Nr. 8 statt.

Breslau. (Der Lehrer-Bittwenkasse) habe ich 500 Exemplare eines „Requiem für Männerstimmen und mit obligater Orgel und Posaunen ad lib.“ geschenkt. Es ist in einfachem Style geschrieben und überall mit Leichtigkeit auszuföhren, wo dem Dirigenten eine Orgel und 8 Sänger zu Gebote stehen. Bei Herausgabe habe ich feierliche Beerdigungen von Seelsorgern, Kollegen, hervorragenden Gemeinbegleitern, die Gedächtnisfeier für verstorbene Konferenzmitglieder, also Gelegenheiten im Auge gehabt, bei welchen sich Lehrer zahlreich an einem Orte versammeln.

Der Preis eines Exemplars (Partitur) beträgt 7½ Sgr. Bestellungen (wo möglich collective) übernimmt nur der Direktor der Bittwenkasse, Parrer Lic. Baucke, in dessen Händen die ganze Auflage sich befindet. **Gustav Battig.**

Carl Schöneich, Schlossermeister,
Dhlauerstraße Nr. 18, im „goldnen Äpfel“,
empfiehlt sich mit allen in sein Fach schlagenden Arbeiten. [310]

Kölner) à 1 Thlr. — Bei 20 Stück ein Freiloos. — Zieh. im
Dombau-) Decbr. — Hauptgew. 100,000 Thlr. — Nach ausw.
Loose) geg. Postvorsch. — **Schlesinger, Breslau, Ring 52.**

Grosse heilige Kreuzwege, 33" h. 26" br.
in Oeldruck auf Malerleinwand (120 Thlr.) und auf Zinkplatten (110 Thlr.), welche letztere sich besonders in das Freie oder für sehr feuchte Kirchen eignen, empfiehlt die Kunsthandlung von **Giovanni B. Oliviero in Breslau.**

Einen Thaler Belohnung [309]
Demjenigen, welcher mit genau den Aufenthaltsort des ehemaligen Eisenbahn-Bureau-Assistenten **Alwin Linke**, Sohn des Kreisgerichts-Bureau-Assistenten Linke zu Rosel, angiebt.
F. A. Diebler, Schönfabereibesitzer in Grottkau.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede,
Straße 35.

Breslauer Börse vom 31. Oktober 1864.

Freiw. Staatsanl. 4½	—	Schles. Pfandbr. 3½	91½ B.
convert. v. 50 u. 52 4	97 B.	do. Rustital 4	99½ B.
Preuß. Anl. 1853 4	—	Schles. neue Lit. A. 4	99 G.
Preuß. Anl. 55.56 4½	101½ B.	do. Lit. B. 4	100½ B.
Preuß. Anl. v. 59 5	106 B.	Schles. Lit. C. . . 4	99 B.
Präm.-Anl. 1855 3½	127 B.	do. Lit. B. . . 3½	—
Staats-Schuldsch. 3½	89½ B.	Schles. Rentenbr. 4	98½ B.
Pöfener Pfandbr. 3½	—	Polen. Rentenbr. 4	95 B.
do. do. 4	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	67½ B.
do. neue 4	94½ G.	Oesterr. Banknoten	85½ G.

Getreide-Preise vom 31. Oktober 1864.

W. Weizen Schfl. 62-68-73 G.	Erbsen Schfl. .	58-60-68 Sg.
G. Weizen . . . 61-64-68	Kartoffeln Sad .	22-26
Roggen . . . 43-44-46	Raps 150 Pfd. 192-208-222	.
Gerste . . . 39-40-42	Wint.-Rüben 186-196-210	.
Hafer . . . 24-29-32	Som.-Rüben 156-176-186	.

Kleesaat, rothe, ord. 12½—13½ Thlr., mittlere 14—15½ Thlr.,
feine 16—17 Thlr.; weiße, ord. 13½—15½ Thlr., mittlere 16 bis
17½ Thlr., feine 18—19½ Thlr. per Centner.